



# Valery Tscheplanowa

**LESE  
PROBE**

**Das  
Pferd  
im  
Brunnen**



«Wirklich reich ist ein Mensch nur,  
wenn er das Herz eines geliebten  
Menschen besitzt.»

*Greta Garb*

## Der Schaukelstuhl

Seit neun Jahren steht in diesem Winter für Winter beheizten Zimmer in Russland in Schaukelstuhl, auf dem niemand mehr sitzt. Vielleicht verstaubt er, vielleicht auch nicht. Wo sollte der Staub herkommen? Die Fenster werden nicht geöffnet, niemand trägt Dreck rein, kein Lufzug geht. Ich weiß nicht, ob die weißen Gardinen vergilben. Es könnte sein, dass sich die alten Kerzen verbiegen von der hartnäckigen Zentralwärme von Oktober bis März. Von Zeit zu Zeit, alle paar Monate vielleicht, fällt so eine Kerze herunter und macht einen dumpfen Ton auf dem blumigen Teppichboden, auf dem niemand mehr geht. Auf den Regalen des Einbauschranks stehen ihre Fotos. Das pralle, runde Gesicht mit dem schwarz-weißen roten Kirschmund in der Mitte und das glänzende, streng gewellte Haar.

Als sie starb im benachbarten Krankenhaus, so hat mein Onkel es mir erzählt, bat sie um drei Dinge: einen Kamm, einen Lippenstift und einen Spiegel. Sie hat sich dann allein zurechtgemacht und ist allein gestorben. Als ich sie kennenlernte, war ich siebzehn. Ich hatte sie oft gesehen, als Kind, aber sie war stets unterwegs vom Einkaufen zur Arbeit, von einer Warteschlange zur nächsten auf hohen Absätzen mit strammen Fesseln, die kleinen Brüste stets frech nach vorn gestreckt, laut und zornig und so charmant mit ihren kleinen, flachen Zähnen lächelnd. Ein Glockenlachen hatte sie, fast blechern. Ich wusste nicht, ob ich sie mochte. Sie war nicht größer als eins sechzig und achtete stets darauf, dass ihre kleinen Pullover und Blusen zu ihren kleinen Röcken passten. Sie hatte keine Gelegenheit, einen eigenen Geschmack auszubilden, sie kaufte, was sie fand, in benachbarten Geschäften, und sie nähte und strickte sich das Fehlende zusammen, dennoch gelang es ihr, ein Muster mit einem anderen auf eine Art und Weise zu kombinieren, dass es beiläufig und anziehend zugleich war. Ich erinnere mich nicht daran, dass ich sie jemals um etwas bitten oder nach etwas fragen gehört hätte. Sie sagte, was sie wollte, in einem unmissverständlichen Ton. Ich sehe sie vor mir als eine Vorbeilaufende mit kurzen, festen Schritten, sogar ihre Hausschuhe hatten einen erhöhten Keilabsatz, auf denen lief sie kilometerlange Wege auf unseren siebzig Quadratmetern zwischen Küche und Bad und den verwinkelten Zimmern. Das Fischgrätenparkett stöhnte unter ihr auf, und auch meine Mutter und mein Onkel schienen den Kopf ein wenig einzuziehen, wenn sie vorüberstürmte. Mir war, als hätte sie auf jede ungestellte Frage eine Antwort. Die Antworten schienen wie einstudiert, kein Stammeln, kein Zögern, nur ein fester, harter Schuss. Es wirkte, als würde sie ihre Kraft aus diesen Schüssen beziehen, die Augen stets auf der Suche nach der nächsten Beute. Tatsächlich schienen mir meine restlichen Verwandten in

ihrer Anwesenheit wie Beute, unsicher und geduckt. Erst wenn sie gegangen war am Morgen, entspann sich die studentische Stimmung in unserer Küche, wenn meine junge Mutter den Kaffee mahlte und das Brot in den Schmand tunkte, das Radio lief und mein Onkel, kauend in eine Illustrierte vertieft, seinen Kaffee schlürfte, mich wie ein Kätzchen auf dem Schoß. Es gab einen geteilten Tag, während sie fort war und nachdem sie zurückkam. Ich wusste nicht, wohin sie ging. Kaum war sie am Abend wieder da, hörte ich Befehle klappern wie die Topfdeckel in der Küche, und wieder schienen alle ein paar Zentimeter kleiner zu werden. Das Wasser im Badezimmer wurde für mich eingelassen, und sie rief etwas aus der Küche, und meine Mutter eilte hin-aus, um zu hören, was sie dieses Mal vergessen oder falsch gemacht hatte. Ich erinnere mich nicht, dass sie mich jemals gehalten oder getragen hätte, aber angesehen hat sie mich, und diesen Blick aus ihren stechenden Augen, den spüre ich noch heute. Mit siebzehn lernte ich sie also kennen, in welcher Beziehung sie zu mir stand, das konnte ich nicht ausmachen. Sie hatte meine Mutter geboren, das wusste ich, und wir wurden Freunde, später dann. Zwei, die Sauerkraut mit gebratenen Kartoffeln aßen, fast jeden Tag.

Ich besuchte sie damals, weil ich herausfinden wollte, woher ich kam. Ich glaube, ich hatte das in einem Roman gelesen, und da Romane meine Erziehung ersetzten, tat ich, was dort stand. Sie war einverstanden und fragte nicht viel. Wir saßen in der Küche an einem rechteckigen Tisch mit einem blau-weiß karierten Plastiktischtuch, und ich fragte sie, wie das war, damals im Krieg. Fünf oder sechs muss sie gewesen sein, da wurde sie von ihrer Mutter ins Lazarett mitgenommen. Zwischen den eisernen Liegen mit den vielen verbundenen Armen und Beinen lief sie dann hin und her und bezauberte die verwundeten Soldaten. Das war nicht schwer, ein Lächeln genügte, die schwarzen, fest geflochtenen Zöpfe baumelten rechts und links, und sie hatte auch schon das eine oder andere Lied auswendig gelernt, das sang sie an die Gitterbetten gelehnt. Dafür bekam sie einen Bonbon, und dann ging es weiter in den nächsten Saal, bis sie müde wurde und einfach irgendwo zusammengerollt liegen blieb. Wenn ihre Mutter dann später nach ihr suchte, hieß es: Nina, ja Nina ist da und da, sie schläft. Kaum war sie sieben, begann die Plackerei, Fußböden waschen, die dunklen, breiten Bretter schrubben auf den Knien. Viele hatten Mitleid, und wer noch Arme zum Schrubben hatte, der half dem kleinen Gör. Dieser Geruch nach Watte, Medikamenten und Reinigungsmitteln, diese spitzen Gegenstände, die zu Boden fallen, das sollte sie ihr Leben lang begleiten. Sie wurde Krankenschwester, und viel später werde ich in den Schränken ihrer Wohnung Watte und Desinfektionsmittel für eine ganze Station finden und in einem Nachtkästchen ein vollständiges Zahnarztbesteck.

Gute Schuhe hatte sie nicht, erst recht nicht im Winter, und so kam es, dass sie schon bald krank wurde und krank blieb. Fast ein ganzes Jahr war sie bettlägerig, dann lange auf Krücken, und später im Studium hatte sie einen Stock, an dem ging sie die langen Flure der Berufsschule entlang und machte aus ihren wackeligen Schritten den festen Schritt, den ich an ihr geliebt habe. Wenn ich nach Hause kam von meinen Streifzügen durch die Stadt oder von der Uni, wo ich versuchte, meine verloren gegangene russische Sprache wiederzufinden, saß sie in der Küche an der weiß-blau gemusterten Plastiktischdecke, der Kanarienvogel flatterte im Käfig, und der Raum war stickig vom Sonnenblumenöl, das in der Pfanne die Kartoffeln goldbraun färbte. Sie stand am Herd und wendete umsichtig die Kartoffeln, und dann setzten wir uns zusammen an den Tisch, um einander zu erzählen, wie wir lebten in unserer in Stücke geschlagenen Familie, verstreut auf Europa und Russland. Eine Reihe von ungeschriebenen Geschichten, nur gut genug, um sie einander zu erzählen, wie sie oft sagte. Sie hatte ein schnippisches Lächeln im Gesicht, manchmal eine Häme. Sie setzte sich nicht gern hin, nur eben zum Essen, ansonsten verbrachte sie ihre Tage in stetiger Tätigkeit. In der Küche wurde geklappert und repariert, mit ihrem Werkzeug und ihren groben, großen Händen war sie in der Lage, so gut wie jeden Gebrauchsgegenstand des täglichen Lebens notdürftig zusammenzukleben oder zu reparieren, ohne jemanden um Hilfe zu bitten.

Denn das war das Entscheidende für sie, niemanden brauchen. Diese verbissene Kampfansage, das ist ihr hässliches Geschenk, das Gift, das sie an uns alle, die ihr folgen, weitergegeben hat: niemanden brauchen. Sie hatte diese kleinen, geblähten Nasenflügel, die unter äußerster Spannung auf das Gegenüber gerichtet waren, sie wirkte auf mich wie ein Tier kurz vor dem Zuschnappen, immer bereit für eine Ausrede oder irgendeine Verzweiflungstat, um dem Menschen davonzukommen, der versuchte, sie einzukreisen. Jedes Gespräch mit ihr verlief, wenn man nicht achtgab, auf die gleiche Art und Weise, ein schnelles und hektisches Hindernisrennen, das sie immer gewann, da sie die Hindernisse selbst erfand. So wurde das Lügen für sie zum Lieblingsspiel. Alles, was in ihrem Leben nicht so stattgefunden hatte, wie sie es sich vorstellte, wurde in eine Lüge gekleidet in einem passenden Augenblick wie ein Taschentuch achtlos fallengelassen, damit das Gegenüber es aufhob und es ihr hinterhertrug. Sie log sich ihre ungenutzten Möglichkeiten weg, ihre verpassten und erträumten Auswege herbei. Ihre Lügen waren eine eigenständige, weit ausgebaute Gedankenstadt, in der nur sie die Gesetze bestimmte und die sie über die Jahre selbst nicht mehr überblickte, sodass sie begann, ihre eigenen Geschichten zu glauben. Sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, wenn jemand versuchte, sie zu entlarven, dafür hatte sie ein Gegenmittel gefunden – mit

so etwas kannte sie sich als Krankenschwester aus –, das wie eine rechtzeitig verabreichte Medizin immer wirkte: den blanken Zorn. Sie hatte unzählige Varianten von Zornesausbrüchen, leise im Hintergrund grollende Gewitter, nicht enden wollende langatmige Konzerte aus monotonen Beschimpfungen oder blitzartige Angriffe wie die Bisse einer giftigen Spinne. Das alles gewürzt mit dem hämisch-charmanten Lächeln ihrer kleinen Zähne, das mich immer wieder in seinen Bann zog. Schon als Kind konnte ich nicht glauben, was sie sagte, es war ja auch zu offensichtlich, die an den Haaren herbeigezogenen, versponnenen Geschichten, Professoren, die sie in die Familie aufnahm, Möglichkeiten, die sie ausgeschlagen hatte, Verwandtschaften mit hochgestellten Persönlichkeiten, Familienschmuck, den sie in Wahrheit ihren Freundinnen stibitzt hatte, um sich dann rechtzeitig vor dem Entdecken der Elstertat mit einem gezielt inszenierten Streit aus dem Schussfeld zu bringen. All das waren die schillernden Folgen von Hunger, Not und den Schlägen ihrer Mutter, dem Verschwinden des Vaters und all den gewöhnlichen und stumpfen Kriegsszenarien, die überall auf der Welt gleich träge über die Menschen rollen, auch über sie. Als wir da so in der Küche saßen und Kartoffeln mit Sauerkraut kauten und ich sie wieder etwas fragen wollte, da sagte sie plötzlich: «Halt!» Sie sagte: «Du hast Zeit. Das kenne ich nicht, *Zeit*, ich musste arbeiten für meine Mutter, ich musste arbeiten für mich, für mein Essen, ich wurde früh Mutter und musste arbeiten für das Essen meiner Kinder, ich hatte keine Zeit zum Nach-Denken, denn was vergangen war, wurde überdeckt von dem, was zu tun war. Also belästige mich nicht mit deinen Gedanken, denn wenn ich Zeit zum Nachdenken gehabt hätte, hätte ich nachgedacht. Lass mir meine Irrtümer, Kind.» Ich habe sie ihr gelassen. Auch auf die eigene Blindheit hat der Mensch ein Recht. Das letzte Mal, als ich sie besuchte, muss ich dreißig gewesen sein. Damals erzählte mir jemand aus dem Dorf, dass sie die Angewohnheit hatte, mit nach hinten verschränkten Armen, durchgedrücktem Kreuz und leicht erhobenem Kinn auf dem Parkgelände neben ihrem Haus herumzugehen und dann Kurs auf das Kurgebiet zu nehmen. Dort verfolgte sie gemächlich und doch zielstrebig Menschen, die sie interessant fand. So lange, bis sie oder die andere Person ein Gespräch begann. Das graue Haar trug sie damals kinnlang, obenauf saß ein kleiner Schlapphut, und der eine oder andere Zahn in ihrem verschmitzten Lächeln war nun vergoldet.

Sie bot sich dann an, diese Person zu begleiten, eine Spaziergangbegleiterin zu werden, und dort, wo sie mit ihren eigenen Kindern oft kühl und eisern war, blühte sie an der Seite dieser Fremden zu einer kecken Gefährtin auf, betrachtete mit aufmerksamen Augen jede Kleinigkeit an ihrem Gegenüber. Manchmal entspann sich daraus auch eine dauerhafte Begleiterei.

Dann wartete sie am frühen Morgen sorgfältig gekleidet vor der Eingangstür, um die betreffende junge Frau durch den kleinen Kurort zu führen, über die Fichtenallee zur Bahnhofstation, und sie am Abend dort wieder in Empfang zu nehmen. Manchmal waren es auch Kurgäste, mit denen sie spazieren ging und denen sie ihre erfundenen Geschichten erzählte, ungestraft. Bei einem meiner letzten Besuche saß ich in ihrer Küche auf dem abgewetzten, mit einem Stück bunter Plastikdecke beschlagenen Schemel und schnitt gedankenversunken Tomaten und Gurken für einen Salat. Als ich beiläufig zu ihr aufblickte, bemerkte ich einen eigenartigen, fremden Ausdruck in ihrem Gesicht. Ich sah, wie ihr Gesicht weich wurde und sie mich fixierte. Wir schauten uns an, und dann machte sie mir das einzige Kompliment, das sie mir in unserer Großmutter-Enkel-Freundschaft je gemacht hat, sie sagte: «Auch wenn du nicht meine Enkelin wärst, sondern eine Fremde, ich würde dich mögen.»

Ich glaube, Sterben ist wie ein verlorener Zahn, gestern Abend hatte man ihn noch, und heute Morgen wurde er gezogen, das ist alles.

## Radieschenaslat

Tanja sitzt im Garten, während die Sonne aufgeht, ihren breiten Rücken hat sie dem Haus zugewandt. Das Tuch auf ihrem Kopf ist hinten zusammengebunden, und unter dem Tuch hat sie ihre langen Haare zu einem rattenschwanzdicken Zopf geflochten, den sie zu einem Dutt zusammengerollt und mit einer Haarnadel festgesteckt hat. Das reicht, so hält es. Sie schneidet Radieschen in hauchdünne Scheiben, mischt sie mit Frühlingszwiebeln, Salz, Pfeffer und Schmand. Die Scheiben der Radieschen sind so dünn, dass sie durchsichtig sind, so dünn, dass sie bestimmt eine halbe Stunde sitzt und schneidet, während ihre Urenkelin noch schläft. Tanjas kümmerliche Rente ist ihr genug, für die paar Rubel kann sie sich die Gelassenheit leisten. Das Holzhaus, in dem die alte Tanja lebt, bewohnen drei Parteien. Die Dielen haben breite Fugen, die sie mit der Knetmasse ihrer Urenkeltochter stopft. Sie haben alle früh geboren, die Frauen in dieser Familie, alle mit zweiundzwanzig. Tanja, ihre Tochter Nina und ihre Enkeltochter Lena. Tanja trägt die Radieschenschüssel auf die Holzveranda und geht zurück in den Garten, um die Hühner zu füttern. Zurzeit sind es sieben, bald werden es mehr sein, im kleinen, dunklen Vorraum neben der Küche brütet eine einsame Henne

Nachschub. Tanja hat große Hände, rissig und hart, im Frühling pflückt sie frische Brennnesseln mit diesen Händen und macht daraus Suppe. Ihre Arme sind lang, zusammen mit den Händen baumeln sie fast über die Knie und begleiten ihren schweren Schritt in Galoschen, die mit warmen Socken und ihren dicken Füßen gefüllt sind. Sie geht zurück ins Haus, in die Küche, und setzt den Teekessel auf, zündet das Gas mit dem Streichholz an, ganz nah mit ihren rissigen Fingern an der Flamme, aber weder die Brennnesseln noch die Flammen können ihr was. Dann schaut sie ins Zimmer, wo das Kind schläft. Sie lässt es schlafen und setzt sich kurz. Das tut sie selten. Nimmt den Tee zur Hand und auf die Zunge ein Stück Würfelzucker. Ein wenig sitzen, ein paar Minuten, das ist schon genug. Jetzt wacht das Kind auf, und sie geht hinüber und streckt es. Das Mädchen hält sich am Bettgitter fest, und sie zieht und sagt dabei: «Wachs groß und schön, mein Mädchen.»

Fließendes Wasser gibt es nicht. Das Gesicht wäscht sie dem Kind mit dem Wasser aus dem Eimer. Dann werden Zähne geputzt, das Haar wird gekämmt. Das Wasser ist im Brunnen, das kann man holen, und das Holz kann man hacken mit der Axt und dann verheizen. Auf dem Markt gibt es Brot, Buchweizen und Eier zum Brüten. Kartoffeln, Zwiebeln und Kohl kommen in den Keller. Milch holt man beim Bauern. Frische Tomaten und Gurken wachsen im Garten und werden eingelegt für den Winter. Im Sommer gibt es Früchte und Marmelade im Winter, und jeweils das halbe Jahr wartete man auf das eine oder das andere. Nach dem Heiraten wird geboren, nach dem Gebären wird gearbeitet, gekocht und geteilt. Auf Schwellungen werden Kohlblätter gelegt, und es gibt ein Kraut gegen fast jedes Gebrechen, und wenn das nicht hilft, dann geht man ins nächste Krankenhaus, am besten zu Fuß. Tanja fegt die Veranda, während das Kind auf den Stufen sitzt mit seiner Schüssel Radieschensalat, keiner spricht, der Kater streift umher, und die Sonne steht nun satt und rund am Horizont. Wenn die Kleine ihr Frühstück gegessen hat, wird sie hinauslaufen und spielen gehen. Sie wird auf den benachbarten Hügel klettern und sich oben an diese Stelle setzen, wo die Bretter liegen. Da geht sie oft hin. Ihr Onkel Mischa hat ihr die Stelle gezeigt. Einige modrige, große Bretter liegen dort nebeneinander, und er hat ihr erzählt, unter den Brettern sei ein Brunnen und in dem Brunnen ein Pferd, das sei da mal hineingefallen. Da geht sie nun ständig hin und sitzt da und starrt auf die Bretter. Ob da ein Brunnen ist, weiß niemand, und wie da ein Pferd hineingefallen sein soll, erst recht nicht. Fast jeden Tag sitzt es dort, dieses magere, durchscheinende Mädchen. Jetzt kommt die Alte aus dem Haus und ruft:

«Komm, Kleine, Süße, Zuckersüße, wir gehen zu Tante Marina!» Und das Mädchen kommt vom Hügel heruntergerannt, und sie machen sich auf den Weg. Es ist ein anderes Holzhaus, da wohnt eine andere Alte. Schummrig sind die Häuser alle, die Fenster sind klein, die Möbel dunkel und die Teppiche an den Wänden auch. Tante Marina muss sich abstützen am Tisch, dann am Stuhl, und wenn sie unter Stöhnen auf die Knie geht und endlich liegt, zieht das Mädchen Socken und Schuhe aus.

Es steigt auf den Rücken der Alten und beginnt, mit seinen spitzen Füßchen darauf herumzugehen, sinkt ein in das morsche Fleisch und kann mit den Zehen die Sehnen fühlen und das Fett an den Seiten, und Marina stöhnt leise und dankbar. So geht das eine Weile. Dann kommt das mühevoll Aufstehen, gestützt von dem Kind und der Alten. Am Tisch wird Tee getrunken. Ein Schüsselchen Marmelade steht da, Kirschmarmelade mit Kernen, man muss die Kirschen abnagen von den Kernen, das trockene Kirschenfleisch schmeckt würzig und alt. Das Mädchen sitzt still, während die Frauen tratschen. Es fragt nicht, wann sie weitergehen, es wartet. Dann zum nächsten Haus, zu Tassja, hier ist die Alte dürr, das Mädchen muss sich an seiner Urgroßmutter festhalten, um nicht vom Rücken zu gleiten, schmal ist er und sehnig. Stöhnen tut sie trotzdem.

«Gut ist das», sagt Tassja, «so gut.» Wieder wird geduldig am Tisch gegessen, hier gibt es Erdbeermarmelade mit ganzen Erdbeeren, gummige, große Früchte, und man isst die Marmelade gleich aus dem Glas. Die Letzte ist Anna. Anna ist fett, das Runtergehen auf die Knie, das dauert, und wenn sie auf dem Boden liegt, wird sie plötzlich ein wenig flacher, das Fett sucht sich nach den Seiten seinen Weg. Das ist ein gutes Gefühl, das weiche Fleisch unter den Füßchen, als würde die Kleine dort Fußspuren hinterlassen. Das Stöhnen der Wonne ist lauter, und der Rückweg zum Stuhl dauert länger, und als die dicke Anna zurückfällt beim ersten Versuch aufzustehen, lacht sie laut und versöhnlich.

Am Abend, wenn sie wieder zu Hause sind vor dem Essen, kommt noch der Gang zum Brunnen.

Die Urgroßmutter hat ein großes Joch und das Mädchen ein kleines. Damit gehen sie zum Brunnen, die Eimer baumeln noch leer an den Seiten. Die Alte lässt den Eimer in den Brunnen und kurbelt ihn runter. Das Mädchen hilft, hält sich an der eisernen Kurbel fest, wird hinauf und hinuntergezogen, fast heben die Füße ab. Dann kommt der Rückweg. Die langen Arme der Alten sind hier hilfreich, sie reichen bis ganz zu den Eimern hinüber und hindern sie am Schwanken. Das Mädchen verschüttet fast das ganze Wasser im Gehen. In der Küche werden dann Kartoffeln gebraten, und Brot wird aufgeschnitten, und das Mädchen sitzt im Zimmer mit einem Blatt Papier und Stiften. Wenn das Essen fertig ist, kommt das Gebet, die Alte murmelt, und die Kleine murmelt mit – ohne Worte – und glaubt auch, dass jemand über sie wacht, ein älterer Herr oder jemand mit Flügeln.



Das Pferd im Brunnen  
Valery Tscheplanowa  
ISBN 978-3-7371-0184-4  
Hardcover  
192 Seiten  
DE 22,00 € / AT 22,70 €

[www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de)

**Ein autobio-  
graphisch inspirierter  
Roman über  
vier starke Frauen.  
Eine bewegende  
Familiengeschichte,  
die zugleich ein Bild  
vom Leben in  
Russland ab dem  
Zweiten Weltkrieg  
über die Perestroika  
bis in die Gegenwart  
entstehen lässt.**